

Hyperfiction

Hyperliterarisches Lesebuch:
Internet und Literatur

Mitarbeit:

Christian Bachmann

René Bauer

Stefan Hofer

Urs Honegger

Mela Kocher

Judith Mathez

Mirjam Weder

Das Projekt wurde ermöglicht durch MIGROS-Kulturprozent
sowie die Zürcher Hochschulstiftung

Institut für Didaktik der Dt. Sprache u. Lit.
Justus-Liebig-Universität
Otto-Behagel-Str. 10, 35394 Giessen

DZ001/434

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Beat Suter / Michael Böhler (Hgg.):
Hyperfiction
Hyperliterarisches Lesebuch: Internet und Literatur
mit CD-ROM
– Basel ; Frankfurt am Main : Stroemfeld, 1999
(nexus; 50)
ISBN 3-86109-150-X

Copyright © 1999 Stroemfeld Verlag
Frankfurt am Main und Basel
Alle Rechte vorbehalten. All Rights Reserved.

Druck: Nexus Druck Frankfurt am Main
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
entsprechend DIN ISO 9706.
Printed in the Federal Republic of Germany.

Bitte fordern Sie unsere kostenlose Programminformation an:
D-60322 Frankfurt am Main, Holzhausenstr. 4 und
CH-4027 Basel, Altkircherstrasse 17
e-mail: info@stroemfeld.de

Inhalt

Beat Suter, Michael Böhler:
Hyperfiction – ein neues Genre? Einleitung 7

I Essays

- Uwe Wirth: *Wen kümmert's, wer spinnt?*
Gedanken zum Lesen und Schreiben im Hypertext 29
- Dirk Schröder: *Der Link als Herme und Seitensprung.*
Überlegungen zur Komposition von Webfiction 43
- Heiko Idensen: *Hyper-Scientifiction.*
Von der Hyperfiction zur vernetzten Kulturwissenschaft 61
- Reinhold Grether: *Versuch über Welttexte* 85
- Christiane Heibach: »*Creamus ergo sumus.*«
Ansätze zu einer Netz-Ästhetik 101
- Rolf Todesco: *Hyperkommunikation.*
Schrift-Um-Steller statt Schriftsteller 113
- Michael Charlier: *Von der Armenbibel bis Myst.*
Zurück zu einer Literatur ohne Worte? 125
- Peter Berlich: *Das Internet als innerer Ort.*
Das Digitale Kloster 137
- Doris Köhler: *Den Link übersetzen –*
aus Afternoon wird nachmittags 149
- Bernd Wingert: *Der Leser im Hypertext*
im Weinberg oder im Steinbruch? 159
- Johannes Auer: *Der Leser als DJ oder*
was Internetliteratur mit HipHop verbindet 173
- Martina Kieninger: *Vom Schreiben auf glatten Oberflächen.*
Zur Geschichte des MehrautorenProjekts Tango 183

II Hyperfictions

- Johannes Auer: *Wie Kunst sich Gehör verschafft* 203
Martin Auer: *Zur Kunst gehören zwei (mindestens)* 204
Susanne Berkenheger: *Der mausgesteuerte Autor* 207
Peter Berlich: *About Core* 209
Oliver Gassner: *comments on noise99* 211
Heiko Idensen u.a.: *Hyperknast* 214
Martina Kieninger: *lifelong nonsense* 217
Claudia Klinger: *Netzliteratur, Web-Art* 218
Frank Klötgen: *Das Ölen der Aale* 219

III CD-ROM

- Inhalt und Benutzung 222
Alle 24 Hyperfictions auf einen Blick 223
Zu den Autoren 224
Zu den Herausgebern 232

Hyperfiction – ein neues Genre?

Einleitung

Eher abseits der mittlerweile millionenfach frequentierten Verkehrsströme der Datenautobahnen spielen und experimentieren auf dem Internet seit etlichen Jahren auch literarische Gruppen und Grüppchen, die nicht leicht einzuordnen sind und mit denen sich der herrschende Literaturbetrieb vorerst noch eher schwer tut: – Ist es die Avantgarde einer Literatur von morgen, die sich nun auch die Computertechnik zu Nutze macht und, wie Avantgarden dies schon immer taten, nach Erweiterungsmöglichkeiten literarischer Gestaltungs- und Ausdrucksformen mit neuen Mitteln sucht? – Ist es die Arrièregarde der Literatur von gestern, die längst bekannte und erprobte Sprach- und Textspiele epigonal im neuen Medium reproduziert und dabei künstlerischen Neuheitswert reklamiert? – Oder ist es ein versprengtes Häuflein literarischer Eigenbrötler und E-Bastler in den Weiten des Cyberspace, die in sich und ihre Kreise versponnen literarisch noch wenig anspruchsvolle Text- und Bildcollagen mit viel Programmieraufwand austüfteln, jenen Poeten gleich, deren Energie und Erfindergeist vorwiegend ins Spitzen der Federn fließt?

Der unsicheren Einschätzbarkeit des Neuen entsprechend reagiert der Literaturbetrieb zurückhaltend, abwartend oder abwehrend. Wohl gibt es bereits seit mehreren Jahren einen Internet-Literatur-Wettbewerb (s. u.), doch weder ins »Literarische Quartett« noch an die Klagenfurter Ingeborg-Bachmann-Tage noch in die »Frankfurter Anthologie« hat sich bisher ein literarischer Text der neuen Art verirrt, obwohl es durchaus reizvoll wäre, die wohlbekanntesten Moderatoren am Bildschirm, die Juroren und die Interpreten einmal mit solcher Literatur umgehen zu sehen. Lässt sich die Literaturkritik des Feuilletons gelegentlich aber doch darauf ein, so fällt dem Leser bzw. der Leserin eine oft leicht gequälte Angestrengtheit auf, mit der den neuartigen Literaturformen Paroli zu bieten versucht wird im Bestreben, am Puls der Zeit zu sein, meist begleitet von einer hastigen Erleichterung im Befund des literarästhetisch bisher wenig Überzeugenden

Uwe Wirth

Wen kümmert's, wer spinnt?

Gedanken zum Schreiben und Lesen im Hypertext

»Text heisst Gewebe; aber während man dieses Gewebe bisher immer als ein Produkt, einen fertigen Schleier aufgefasst hat, hinter dem sich, mehr oder weniger verborgen, der Sinn (die Wahrheit) aufhält, betonen wir jetzt bei dem Gewebe die generative Vorstellung, dass der Text durch ein ständiges Flechten entsteht und sich selbst bearbeitet; in diesem Gewebe – dieser Textur – verloren, löst sich das Subjekt auf wie eine Spinne, die selbst in die konstruktiven Sekretionen ihres Netzes aufginge.«¹

Dieses Zitat von Roland Barthes aus »Die Lust am Text« enthält so etwas wie das Programm des Schreibens und Lesens von Hypertexten. Da ist zunächst das Bild des Netzes, genauer, des »Web«, das als ständig im Entstehen begriffenes Gewebe gefasst wird. Auch der Hypertext ist, zumindest der Theorie nach, ständig im Entstehen begriffen, ein Netz von Verknüpfungen. Die Spinne, die sich in ihrem eigenen Saft auflöst und sich dergestalt als entsubjektivierte Netzerzeugerin zum Verschwinden bringt, impliziert die These vom Tod des Autors – Stichwort: »Wen kümmert's wer spinnt?«

Der Tod des Autors, so schreibt Barthes in seinem kurzen gleichnamigen Essay aus dem Jahr 1968, ist Voraussetzung für die Geburt des Lesers: »(...) the birth of the reader must be at the cost of the death of the author.«² Der Grund dafür, dass der Leser die Funktion des Autors übernimmt, liegt darin, dass »die Einheit eines Textes nicht durch ihren Ursprung, sondern in ihrem Ziel begründet ist« (»a text's unity lies not in its origin but in its destination«³). Das bedeutet: Die »kohärenzstiftende Funktion des Autors«, wie sie ein Jahr später auch Foucault in »Was ist ein Autor?« beschreibt, verliert in dem Masse an Relevanz, in dem der Leser zur einheits-

¹ Barthes 1986:94.

² Barthes 1977:172.

³ Barthes 1977:171.

stiftenden Instanz wird. Ich möchte im folgenden einige Konsequenzen der Gleichsetzung von Leser und Autor beleuchten und der Frage nachgehen, welche Haltungen der Leser von Hypertexten einnehmen kann.

»In cyberspace«, schreibt Benjamin Whooley »everyone is an author, which means no one is an author: the distinction from the reader disappears«. ⁴ Am Ende der Gutenberggalaxis, so scheint es, »löst sich die Frage ›Was ist ein Autor?‹ im Dokuverse auf«. ⁵ Es entstehen, wie Bolz schreibt, »unautorisierte, nämlich autorenlose Texte, die sich gleichsam im Lesen schreiben«. Anders als bei Barthes löst sich bei Bolz nicht mehr nur der Autor, sondern sogar die Frage nach dem Autor auf.

Die Tatsache, dass wir gleichsam »im Lesen schreiben«, bedeutet jedoch noch nicht, dass der Leser Autor ist. Die Stelle des Autors wird nach Barthes nämlich nicht nur vom Leser übernommen, sondern auch vom Schreiber. Der »Scriptor« wird von Barthes auf zweierlei Art charakterisiert: Einmal als Totengräber des Autors, zum anderen als Schreiber, der zugleich mit dem Text, also im Akt des Schreibens, geboren wird: »the modern scriptor is born simultaneously with the text«. ⁶ Auch bei Foucault wird zwischen der Funktion des Autors und der des Schreibers unterschieden: »Ein Privatbrief kann einen Schreiber haben, er hat aber keinen Autor; ein Vertrag kann wohl einen Bürgen haben, aber keinen Autor. Ein anonymer Text, den man an einer Hauswand liest, wird einen Verfasser haben, aber keinen Autor«. ⁷ So besehen sind die sogenannten Autoren von E-Mails bloss »Schreiber«. Gilt dies womöglich auch für die Mitschreiber an kollaborativen Texten?

Doch nicht nur die Frage nach dem Autor wirft Probleme auf, sondern auch die Frage nach dem Leser. Wenn man die These vom »Leser als Autor« ernst nimmt, dann muss man fragen, ob sich der Leser, der die Funktion des Webens, Spinnens und Verknüpfens übernimmt, nicht ebenfalls auflöst. Tatsächlich geht Barthes davon aus, dass die Einheit des Textes durch eine überpersönliche Leserefunktion gestiftet wird: »the reader is without history, biography, psychology; he is simply someone who holds together in a single field all the traces by which the written text is constituted«. ⁸ Was wird aber dann aus der vielbeschworenen Kreativität des »Wreaders«, des

4 Whooley 1992:165.

5 Bolz 1993: S.11

6 Barthes 1977:170.

7 Foucault 1993:17.

8 Barthes 1977:171.

mit-schreibenden Lesers? Hieran schliessen sich zwei weitere Fragen an, nämlich

1. Wie lässt sich die überpersönliche Funktion des Lesers als Autor begreifen?
2. Inwiefern ist die einheitsstiftende Funktion des Autors, die auf den Leser übergeht, für Literatur im Internet überhaupt noch relevant?

Leser und Autor im Hypertext

Insofern Hypertext und Literatur im Internet durch den Verlust des einheitsstiftenden Buch- und Werkcharakters ausgezeichnet sind, bedeutet dies, dass der Leser die einheitsstiftende Funktion des Autors nicht einfach übernimmt, sondern auf eigentümliche Weise transformiert. Aber wie?

Nach Eco ist der moderne Text kein fertiges Produkt, sondern ein Prozess, »dessen Interpretation Bestandteil des eigentlichen Mechanismus seiner Erzeugung sein muss«. ⁹ Die Mitarbeit des Lesers wird durch die »Textmaschine« eingeplant. In diesem Sinne braucht jeder Text einen Interpreten, der ihm dazu verhilft, zu funktionieren. Der Text ist, mit Iser zu sprechen, ein »Appell« an den Leser, aktiv zu werden, nämlich die eingebauten Leerstellen zu ergänzen und Anschlussmöglichkeiten an andere Texte zu suchen. Dergestalt eröffnet die Leerstellenstruktur, wie es bei Iser heisst, ein »Geflecht möglicher Verbindungen«. Mit anderen Worten: Der Text ist kein fertiges Gewebe, sondern eine Webmaschine, die es nicht kümmert, wer webt. Jeder Leser bringt sozusagen sein eigenes Garn – und wenn er hat, einen roten Faden – mit. Während die Leerstellen herkömmlicher Buchtexte diskrete, unmarkierte Elemente sind, »deren Reiz darin besteht, dass (...) der Leser die unausformulierten Anschlüsse selbst herzustellen beginnt«, ¹⁰ stellen die Links des Hypertextes markierte Anschlüsse dar, bei denen man nur die Wahl hat, ob man ihnen folgt oder nicht.

Die poetische Struktur von Links gleicht, darauf hat Jay Bolter ¹¹ hingewiesen, jener Form von diskursiver Abschweifung, wie sie in Sternes »Tristram Shandy« proklamiert wird:

»(...) die Maschinerie meines Werkes«, schreibt Shandy, »ist eine Spezies für sich; es werden zwei entgegengesetzte Bewegungen darin eingeführt

9 Eco 1987a:66.

10 Iser 1984:29.

11 vgl. Bolter 1997:44f.

und wieder vereinigt, die man für unvereinbar hielt: In einem Wort, mein Werk ist digressiv und progressiv – und das zur gleichen Zeit.¹²

Hypertexte sind eine Form »radikalisierten Shandyismus«. Die digressive Abschweifung ist nicht nur eine Strategie des Autors, sondern wird zur Grundhaltung des Lesers. Die »lesergesteuerte Selektion« wird zum Programm, um sich vom »Zwang des Linearen«, also von der vorgeschriebenen Progression, zu befreien. Damit scheint das Lesen von Hypertexten jener Lektürehaltung zu entsprechen, die Barthes als »anekdotische« bezeichnet, um sie von der »akribischen« zu unterscheiden.

Die anekdotische Lektüre »steuert direkt auf die Wendungen der Anekdote zu, sie betrachtet die Ausdehnung des Textes«.¹³ Die akribische Lektüre dagegen, »lässt nichts aus; sie ist schwerfällig, sie klebt am Text«.¹⁴

»Paradoxerweise«, schreibt Barthes, »gehört diese zweite, akribische Lektüre dem modernen Text, dem Grenztext. Man lese einmal langsam, man lese alles von einem Roman von Zola, und das Buch wird einem aus den Händen fallen; man lese dagegen schnell und nur diagonal einen modernen Text und dieser Text wird undurchsichtig, der Lust unzugänglich«.¹⁵

Zu fragen wäre aber dann: welche Haltung soll der Leser von Hypertexten einnehmen? Während bei linear strukturierten Texten das Überspringen und anekdotische Herauspicken von Episoden eine Form des Lesens ist, die die Autorität des Linearen unterläuft, also eine »antiautoritäre«, »anarchische« Form des Lesens darstellt, wird das »springende Lesen« von der Struktur des Hypertextes ja gerade eingefordert. Die Link-Struktur des Hypertextes zwingt den Leser zu springen. Insofern lässt der Hypertext, anders als der lineare, keine Möglichkeit zu, eine Lektürehaltung einzunehmen, die seine Struktur unterläuft. Der Sprung ist kein Kann, sondern ein Muss.

Als permanenter Mitarbeiter am Text pendelt der Hypertext-Leser zwischen seiner Freiheit, sich selbständig zusammenzulesen, was er will, und seiner Funktion als diskursiver Kohärenzstifter, die ihn für seine Lektüre verantwortlich macht. Diese Rolle entspricht der des Herausgebers, der als erster Leser und zweiter Autor, Geschriebenes sammelt, bearbeitet und

12 Sterne 1985:85.

13 Barthes 1986:19.

14 Barthes 1986:19.

15 Barthes 1986:20.

herausgibt, wobei es ihm überlassen bleibt, ob er als akribischer oder als leichtsinniger Herausgeber agiert. Hier liesse sich ein weiterer Vorläufer hypertextueller Literatur anführen: E.T.A Hoffmanns Kater Murr, der auf eigentümliche Weise Genettes These belegt, dass der Hypertext mit dem Zerreißen von Büchern beginnt¹⁶:

»Als der Kater Murr seine Lebensansichten schrieb, zerriss er ohne Umstände ein gedrucktes Buch, das er bei seinem Herrn vorfand, und verbrauchte die Blätter harmlos teils zur Unterlage, teils zum Löschen. Diese Blätter blieben im Manuskript und wurden, als zu demselben gehörig, aus Versehen mit abgedruckt! De- und wehmütig muss nun der Herausgeber gestehen, dass das verworrene Gemisch fremdartiger Stoffe durcheinander lediglich durch seinen Leichtsinns veranlasst (ist), da er das Manuskript des Katers hätte genau durchgehen sollen, ehe er es zum Druck beförderte«.¹⁷

Das Schreiben und das Lesen von Hypertexten impliziert eine bestimmte Art der Textverarbeitung, des »word-processing«. Die Prozesse spielen sich als »editing« irgendwo zwischen Lesen und Schreiben ab. Die Frage nach dem Autor hat sich, ebenso wie die Frage nach dem Leser, in die nach dem Herausgeber verwandelt. Der Autor ist der Herausgeber bestimmter Textelemente, die durch den aktiven Leser zur Einheit geführt werden. Der Leser seinerseits übernimmt insofern eine auktoriale Funktion, als er der Herausgeber »seiner« Sammlung von Lektüererlebnissen ist, die im Extremfall nicht mehr sind, als eine Sammlung von Bookmarks oder die History einer Surf-Session.

Abduktion als Logik des Lesens

In diesem Zusammenhang muss zwischen der überpersönlichen Funktion des Lesens und der individuellen Kompetenz zu lesen unterschieden werden. Flusser nennt drei verschiedene Formen des Lesens von Texten, die zugleich verschiedene Lesemodelle für Hypertexte implizieren: »das vorsichtige Auseinanderfalten, das hastige Überfliegen und das misstrauische Nachschnüffeln«.¹⁸ Dieses ist die »kritische Form des Lesens« im Gegensatz zum »wahllosen Lesen«, das sprunghaft und assoziativ verfährt. Das

16 Genette 1993:17.

17 Hoffmann 1969:289.

18 Flusser 1987:88.

wahllose Lesen ist nach Flusser blosses »Raten«.¹⁹ Bei dieser Gegenüberstellung von kritischem und ratendem Lesen lässt Flusser allerdings ausser acht, dass das misstrauische Nachschnüffeln als »detektivische Form des Lesens« immer schon das Raten mit einschliesst.

Der amerikanische Philosoph Charles Sanders Peirce, der Vater der modernen Semiotik und des Pragmatismus behauptete in seinem Artikel »Guessing«, dass in der Evolution des Wissens das Raten die gleiche Rolle spiele »wie die Variation in der Evolution biologischer Formen«.²⁰ Allerdings, so Peirce, sei unsere Fähigkeit, erkenntniserweiternd zu raten, kein blosser Zufall, sondern »instinktgeleitet«. Den Prozess instinktgeleiteten Ratens nennt Peirce an anderer Stelle »Abduction«. Die Abduktion ist der »Prozess, eine erklärende Hypothese zu bilden«,²¹ genauer: eine Strategie zum effizienten Raten, die jeder von uns im Alltag praktiziert, sobald er Mutmassungen anstellt. Ecos Meisterdetektiv William von Baskerville schildert diesen Prozess seinem Schüler Adson folgendermassen:

»Angesichts einiger unerklärlicher Tatsachen musst du dir viele allgemeine Gesetze vorzustellen versuchen, ohne dass du ihren Zusammenhang mit den Tatsachen, die dich beschäftigen, gleich zu erkennen vermagst. Auf einmal, wenn sich unversehens ein Zusammenhang zwischen einem Ergebnis, einem Fall und einem Gesetz abzeichnet, nimmt ein Gedankengang in dir Gestalt an, der dir überzeugender als die anderen erscheint. Du versuchst, ihn auf alle ähnlichen Fälle anzuwenden, Prognosen daraus abzuleiten, und erkennst schliesslich, dass du richtig geraten hast.«²²

Die Abduktion ist nicht nur die »Logik der Detektive«, sie ist auch der erste Schritt allen Forschens, weil sie die Prämissen für nachfolgende Deduktionen und Induktionen findet oder gar erfindet. Dadurch wird der abduktive Schluss zum Herzstück der Peirceschen Wissenschaftstheorie, und erlebt momentan unter dem Namen »reasoning to the best explanation« bzw. Expertensystem in KI-Kreisen eine Renaissance. Bereits vor Jahren wies Eco daraufhin, dass die Logik der Abduktion der Logik des Lesens und Interpretierens zugrundeliegt.²³

Voraussetzung für das Gelingen von Abduktionen ist ein detektivischer Spürsinn fürs Relevante, der, einer Kompassnadel gleich, bei der Selektion

19 Flusser 1987:79.

20 Peirce 1929:268f.

21 Peirce CP3:171.

22 Eco 1980:390f.

23 vgl. Eco 1987b:45.

von möglichen Hypothesen in die richtige Richtung weist. Der abduktive Schluss integriert Assoziationen in argumentative Begründungszusammenhänge. Das blosses Raten wird zur Inferenz und dient nicht mehr nur dem »wahllosen Lesen«, sondern der geistigen Navigation. Die gleiche Fähigkeit zum intelligenten Raten muss der Leser von Internet-Literatur besitzen. Er übernimmt die Rolle eines Detektivs, der die Spuren des Hypertextes liest, den Links folgt und einen plausiblen Zusammenhang zwischen den verschiedenen Textfragmenten herstellt.

Die »abduktive Kompetenz« des Lesers ist die Voraussetzung für seine selbständige, produktive Lektüre, denn sie ist eine Umkehrung der starren, deduktiven Logik, die von allgemeinen Regeln einzelne Fälle ableitet. Sie unterscheidet sich aber auch vom induktiven Formulieren von Regeln aus der Beobachtung einzelner Fälle, da sie auf einer sehr viel schmaleren Basis von Daten und damit sehr viel schneller zu ihren Annahmen kommt.

Nach Peirce folgt die Induktion dem intellektuellen Bedürfnis, dass eine aufgestellte Hypothese geprüft und durch Erfahrung bestimmt wird, um zu einer wahrscheinlichen Verallgemeinerung zu gelangen: »It is the need of generalisation«.²⁴ Die Hypothese nimmt eine provisorische Synthetisierung von Prädikaten vor, basierend auf Abstraktionen, die zur Grundlage einer plausiblen und erklärungskräftigen Theorie werden: »the need of synthesizing a multitude of predicates (...) is the need of theory«.²⁵ Die Funktion einer Hypothese besteht darin, »eine grosse Reihe von Prädikaten, die in sich selbst keine Einheit bilden, durch ein einzelnes Prädikat zu ersetzen«, also in einer synthetisch-erkenntniserweiternden »Reduktion eines Mannigfaltigen zur Einheit« zu bringen.²⁶

Angewendet auf das »Bohnen-Beispiel«, das Peirce in »Deduktion, Induktion, Hypothese« gibt, lässt sich der Unterschied zwischen den drei Schlussarten folgendermassen erläutern:

Angenommen, man befindet sich in einem Raum, in dem ein gefüllter Sack liegt, daneben ein Haufen weisser Bohnen. Bei einer Deduktion ist das Gesetz bereits gegeben, etwa weil der Sack die Aufschrift »Weisse Bohnen« trägt. Sobald man hineingreift, weiss man, dass die Bohnen aus dem Sack weiss sein müssen. Der Fall (»Diese Bohnen sind aus diesem Sack«) hat notwendigerweise das Resultat (»Diese Bohnen sind weiss«) als Konsequenz. Bei einer Induktion steht man vor einem Sack, der keine Aufschrift trägt. Man greift hinein und hält eine Handvoll weisser Bohnen in der

24 Peirce CP3:516.

25 Peirce CP3:516.

26 Peirce CP3:276.

Hand. Man wiederholt das Experiment mit dem gleichen Resultat. Spätestens beim dritten Mal stellt man ein Gesetz auf (»Alle Bohnen in diesem Sack sind weiss«), das solange gültig bleibt, bis man eine schwarze Bohne entdeckt. Dem induktiven Schluss auf die Regel geht allerdings immer schon eine hypothetische Vermutung voraus, denn die Idee, eine Verbindung zwischen den Bohnen neben dem Sack und den Bohnen im Sack herzustellen, ist nicht Teil des induktiven Schlusses. Man stellt versuchsweise das Gesetz auf, dass der Sack ebenfalls Bohnen enthält. Aufgrund eines assoziierten Zusammenhangs nimmt man an, dass die Bohnen im Sack gleichfalls weiss sind. Nun testet man, ob die Hypothese (»Diese Bohnen sind aus diesem Sack«) als Fall des aufgestellten Gesetzes (»Alle Bohnen in diesem Sack sind weiss«) gelten kann.²⁷ In diesem Sinn berührt das abduktive Aufstellen einer Hypothese auf der Transformation von Assoziationen in Implikationen. Die Hypothese ist als Assoziation möglicher Zusammenhänge die Voraussetzung für Deduktion und Induktion, sie ist eine Antizipation möglicher logischer Begründbarkeit und empirischer Prüfbarkeit.

Perspektiven der Abduktion beim Lesen von Hypertexten

Das abduktive Verfahren wirft zwei Fragerichtungen auf:

1. Wie kommen unsere Hypothesen zustande?
2. Welche Hypothese testen wir zuerst?

Peirce bezeichnet das abduktive Finden bzw. Erfinden von plausiblen Erklärungen als »logic of discovery«, als Entdeckungslogik, die konstruktive und rekonstruktive Momente verbindet. Zu fragen ist dabei natürlich, worin das Logische der Abduktion bestehen soll, denn das blosser Raten ist eine vorrationale, höchst mysteriöse Verkettung von Assoziationen – auch wenn man annimmt, es basiere auf einem »instinktgeleiteten Spürsinn«. Das Logische der Abduktion besteht nach Peirce in zweierlei: einmal darin, dass sich die Abduktion nachträglich als Argument darstellen lässt. Zum anderen darin, dass der Prozess des ratenden Aufstellens von Hypothesen und deren Überprüfung einer äusserst rationalen Strategie folgt, nämlich dem Ökonomieprinzip, also einer pragmatischen Logik. Der Aufwand von Geld, Zeit, Gedanken, Energie – und Telefongebühren ist »the leading

27 vgl. Eco 1988b:207.

consideration in Abduction«.²⁸ Dies bedeutet, dass jene Hypothesen zuerst geprüft werden sollen, die uns am plausibelsten erscheinen oder diejenigen, die sich am einfachsten überprüfen lassen.

Umgekehrt beruht die Implausibilität einer Theorie darin, dass sie weder plausibel, noch einfach prüfbar ist. Peirce gibt folgendes Beispiel für eine solche Theorie:

»Angenommen, eine Lärche wurde vom Blitz getroffen, und jemand, der ein Liebhaber eben dieser Baumart ist, fragt sich, warum es ausgerechnet die Lärche getroffen hat und nicht einen anderen Baum, und er erhält die folgende Erklärung: Vielleicht gibt es dort oben in den Bergen einen Adlerhorst, und vielleicht hat der männliche Vogel, um sein Nest zu bauen einen Ast benutzt, in dem ein Nagel steckte. Und einer der kleinen Adler hat sich vielleicht an dem Nagel verletzt, so dass Mutter Adler Vater Adler dafür getadelt hat, dass er einen so gefährlichen Ast benutzte. Er, verärgert von ihren Vorwürfen, mag sich dazu entschlossen haben, den Ast weit weg zu bringen. Und während er unterwegs war, begann das Gewitter. Der Blitz schlug in den Nagel ein und wurde vom Eisen so abgeleitet, dass er die Lärche traf. Natürlich ist dies nur eine Annahme, aber um herauszufinden, warum der Baum getroffen wurde, sollte man sich auf die Suche nach dem Adlerhorst machen.«²⁹

Dieser »weithergeholte« Erklärungsversuch ist nach Peirce so unplausibel, wie man ihn sich nur vorstellen kann.³⁰ Zugleich handelt es sich aber um eine äusserst phantasievolle, ja kreative Abschweifung.

Tatsächlich kann abduktives Folgern auch die Form des phantastischen, abschweifenden Gedankenspiels annehmen (Peirce nennt diese spielerische Gedankenbewegung »musement«³¹). Sofern das Gedankenspiel ein reines Spiel bleibt, hat es nur ein Gesetz, nämlich das Gesetz der Freiheit³² – also auch die Freiheit zu unplausiblen, unsinnigen Ergebnissen zu führen. Andererseits bleibt die Möglichkeit offen, dass das reine Spiel in wissenschaftliches Forschen oder in künstlerische Produktivität übergeht. In diesem Transformationsprozess steckt das kreative Potential der Abduktion. Ihre Pointe besteht darin, »das zusammenzubringen, von dem wir nie zuvor geträumt hätten, es zusammenzubringen.«³³ Zwar waren »die verschiedenen

28 Peirce CP5:600.

29 Peirce CP2:662 (meine Übersetzung).

30 Peirce CP2:662.

31 vgl. Peirce CP6:460.

32 Peirce CP6:458.

33 Peirce CP5:181.

Elemente der Hypothese zuvor in unserem Geist«, aber erst die konjekturale Idee, diese Elemente »zusammenzuwerfen«, »lässt blitzartig die neue Vermutung in unserer Kontemplation aufleuchten«. ³⁴ Der abduktive Einfall stellt dabei nicht nur neue Verbindungen her, sondern bewirkt als kreativer Gedankensprung eine Abkürzung von Denkprozessen.

Vergleichen wir die sprunghafte Verknüpfung durch Hypertext-Links mit dem abduktiven Gedankensprung, so könnte man sagen: Aus der Perspektive des Lesers stellt ein Hypertextlink eine Beziehung zu einem »festgeschriebenen Zieltext« her, die von jemand anderem voraus-assoziiert wurde. Der Leser hat zwar die Möglichkeit, »eigene Wissenspfade abzuschreiten«, ³⁵ doch er ist nicht wirklich kreativ, er stellt nicht selbst neue Verknüpfungen her, da er lediglich fremde Assoziationen nachvollzieht.

Zum kreativen Abduzieren wird er erst dann angeregt, wenn sich die Frage stellt, warum ausgerechnet dieses Wort mit dieser Seite verlinkt wurde. Aber diese Frage impliziert bereits, dass irgendetwas nicht »instinktiv plausibel« ist, dass man auf die Suche nach dem Adlernest in die Berge geschickt wurde. Der Leser schöpft Verdacht gegen den Linksetzer und überführt ihn entweder der überbordenden Klugheit, weil sich seine Verknüpfung als geniale Konjektur herausstellt, oder aber der diskursiven Dummheit, weil sich der Link als banal und irrelevant erweist.

Im Gegensatz dazu besteht eine konstruktive, also im engeren Sinne »kreative Abduktion« gerade darin, selbst eine assoziative Beziehung als argumentative Beziehung darzustellen und dadurch eine neue, erkenntniserweiternde, informative Beziehung herzustellen, also einen Link zu stiften, dessen Zieladresse noch kein anderer eingeschrieben hat – was freilich auch bedeutet, dass man selbst für die Link-Konjektur verantwortlich gemacht wird, also »der Kluge« oder »der Dumme« ist, sofern man seiner Hypothese den Status einer Behauptung gibt. Diesen Schritt bezeichnet Eco als »Meta-Abduktion« und er besteht darin, den Mut aufzubringen, die »diskursive Verantwortung« für seine Hypothese zu übernehmen, also die Funktion des virtuellen (also »mutigen«, da *virtus* »Tapferkeit« bedeutet) Herausgebers einzunehmen.

Die kreative Abduktion lässt sich formelhaft als Transformation von Assoziation in Argumentation begreifen, d.h. als ein »Übergangsprozess«, der sowohl auf Seiten des Zusammenlesers als auch auf Seiten des Zusammenschreibers wirksam ist. Damit wird das Abduktionskonzept an

³⁴ Peirce CP5:181.

³⁵ Idensen 1996:149.

schliessbar für mehrer Theorieansätze. Für Mike Sandbote erweisen sich Hypertext und World Wide Web als genuine Medien »transversaler Vernunft«. Das auf Wolfgang Welsch zurückgehende Konzept der transversalen Vernunft lässt sich nach Sandbote in drei Grundthesen zusammenfassen, die an den eben dargestellten Übergang von reinen Assoziationen in Argumentationen erinnern:

1. »Die Verfassung von Rationalität ist durch eine unhintergehbare Unordentlichkeit gekennzeichnet«.
2. »Vernunft ist prinzipiell fähig, diese Unordentlichkeit zu rekonstruieren und präzise zu beschreiben«.
3. »Erst wenn es der Vernunft gelingt, sich auf die unbewussten Verflechtungen der Rationalitäten produktiv einzulassen, ist sie für die Lösung gegenwärtiger Problemstellungen angemessen gerüstet«. ³⁶

Die Abduktion leistet eben diese Transformation »unbewusster Verflechtungen« in bewusste Problemlösungsstrategien, indem sie Propositionen und Textteile wie Prämissen organisiert, also die Zwischenräume nicht nur als Kontiguitätsbeziehung interpretiert, sondern als inferentielle Verknüpfungen. Erst dann nämlich, wenn das assoziative, hypertextuelle Lesen als »einheitsstiftendes Editing«, in den Prozess des abduktiven Hypothesenaufstellens integriert ist, wird die rhizomatische Verweisstruktur des Netzes zu einem »produktiven Feld« des Geistes, in dem sich »Entdeckungen, Erfindungen und Innovationen abspielen«. ³⁷

Die abduktive Bewegung des Verknüpfens hat die Dynamik eines idealen Hypertextes, in dem sich potentiell alles mit allem verbinden lässt, ohne deshalb beliebig zu sein. Damit gleicht das abduktive Zusammenwerfen von verschiedenen Elementen, das neue Vermutung entstehen lässt, der in Vannevar Bushs Artikel »As we may think« vorgestellten Memex-Maschine. Die Abduktion ist, mit Bush zu sprechen: »a process of tying two items together«. Der Zusammenleser übernimmt die Funktion des Herausgebers von »interessanten assoziativen Verknüpfungen«, die er als Argument darstellt.

Darüberhinaus könnte man überlegen, ob es nicht eine gewisse Analogie zwischen der Abduktion und Derridas Konzept der »Aufpfropfung« gibt. Auch die Bewegung der Abduktion ist im Stadium konjekturalen Zusammenwerfens noch nicht in rationale Begründungsstrukturen integriert,

³⁶ Sandbote 1997:78.

³⁷ Idensen 1996:149.

sondern hat den Charakter einer »Entführung« in andere Kontexte. Und zwar gleichermassen als produktive und als rezeptive Rekontextualisierung. Doch im Gegensatz zur Peirceschen Abduktion führt die rekontextualisierende Bewegung der Aufpfropfung von einem assoziativen Link zum nächsten, ohne die Bewegung der Assoziation jemals in eine Bewegung der Implikation umzuwandeln.

Vielleicht, so könnte man abschliessend fragen, vielleicht besteht aber eben hierin die ästhetische Dimension des Lesens von Hypertext-Literatur. Vielleicht besteht die Aufgabe von Literatur im Internet darin, einen permanent abschweifenden, aufpfropfenden, entführenden, anekdotischen Leser zu schaffen, der nicht mehr in der Lage ist, seine diskursive Funktion als Einheitsstifter zu erfüllen, dessen »Lust am Hypertext« in den verschiedenen Möglichkeiten besteht, sich seiner diskursiven Diffusion zu überlassen.

Eine dieser Möglichkeiten wäre die der fetischistischen Lektüre, die sich am zerschnittenen Text und der Zerstückelung der Zitate freut.³⁸ Eine andere Möglichkeit, wäre die paranoiden Lektüre, die verzwickte Hypertexte so interpretiert, als seien sie nach geheimen Spielregeln hervorgebrachte Konstruktionen. Die diffuseste dieser Möglichkeiten aber wäre die hysterische Lektüre, die sich blind in den Hypertext hineinwirft, ihn zu Ende lesen will und sich deshalb im Netz des Hypertextes verfängt.

Mit anderen Worten: Vielleicht führt der von Barthes attestierte Tod der auktorialen Spinne zur Geburt eines lesenden Spinners.

Literaturhinweise und Netzadressen

- Barthes, Roland (1986): Die Lust am Text. Frankfurt. (Zuerst 1973).
- Barthes, Roland (1977): »The death of the Author« (Zuerst 1968). In: Heath, Stephen (Hg.): Image-Music-Text. Glasgow. Hier zitiert im Nachdruck in *Modern Criticism and Theory* (1977), Ed. David Lodge.
- Bolter, Jay (1997): »Das Internet in der Geschichte der Technologien des Schreibens«. In: Münker/Roesler: *Mythos Internet*. Frankfurt.
- Bolz, Norbert (1993): Am Ende der Gutenberggalaxis, München.
- Eco, Umberto (1980): Der Name der Rose. München.
- Eco, Umberto (1987a): Lector in fabula. München.
- Eco, Umberto (1987b): Der Streit der Interpretationen. Konstanz.
- Flusser, Vilém (1987): Die Schrift. Hat Schreiben Zukunft? Frankfurt.
- Foucault, Michel (1993): »Was ist ein Autor?« (Zuerst 1969). In: Foucault, Michel: *Schriften zur Literatur*. Frankfurt.
- Hoffmann, E.T.A. (1969): Lebens-Ansichten des Katers Murr, München.
- Idensen, Heiko (1996): »Die Poesie soll von allen gemacht werden«. In: Matejovski, Dirk und Kittler, Friedrich (Hgg.): *Literatur im Informationszeitalter*. Frankfurt / New York: 143-184.
- Iser, Wolfgang (1984): Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung. München.
- Peirce, Charles Sanders: *Collected Papers*. Abgekürzt als (CP). Band I-VI (1931-1935), Hartshorne, Ch. und Weiss, P. (Hgg.). Band VII und VIII (1958). Burks, A.W. (Hg.). Harvard.
- Peirce, Charles Sanders (1929): »Guessing«. In: *The Hound and Horn*: 267-285.
- Sandbote, Mike (1997): »Interaktivität - Hypertextualität - Transversalität. Eine medienphilosophische Analyse des Internet.« In: Münker/Rösler (Hgg.): *Mythos Internet*. Frankfurt. 56-82.
- Sterne, Laurence (1985): Leben und Meinungen von Tristram Shandy, Gentleman. Aus dem Englischen von O. Weith. Stuttgart.
- Whooley, Benjamin (1992): *New Media Worlds*. London.
- Wingert, Bernd (1995): »Die neue Lust am Lesen? Erfahrungen und Überlegungen zur Lesbarkeit von Hypertexten«. In: *Kursbuch Neue Medien*. Mannheim.
- Wirth, Uwe (1994): »Über die Logik des Lesens bei Calvino und Eco«. In: Piechotta, Hans Joachim (Hg.): *Die Literarische Moderne in Europa*. Opladen.

- Wirth, Uwe (1995): »Abduktion und ihre Anwendungen«. Ein Forschungsbericht. In: Zeitschrift für Semiotik. Bd. 17: 1995.
- Wirth, Uwe (1997): »Wen kümmert's wer liest? Literatur im Internet«. In: Münker/Roesler: Mythos Internet. Frankfurt.
- Wirth; Uwe: Abduktionshomepage: <http://www.rz.uni-frankfurt.de/~wirth/>

Dirk Schröder

Der Link als Herme und Seitensprung

Überlegungen zur Komposition von Webfiction

Vorbemerkung für Literaturwissenschaftler

Wir brauchen wohl im Moment nicht unbedingt mehr »gute Hypertexte«. Die lassen sich ohnehin nicht diskursiv entwickeln. Und die schlechten Hypertexte reichen zum Lachen und zum Analysieren erst einmal aus. Was wir brauchen, ist wohl eher eine intelligente und treffsichere Literaturkritik, die sich mit angemessenen Methoden und Kategorien mit Hypertext und Hyperfiction auseinandersetzen kann.

Softmoderne, Festival der Netzliteratur 1997, Editorial¹

Ruth Nestvold hat zu Recht darauf aufmerksam gemacht, daß die Zahl der zur Netzliteratur erschienenen Studien die Zahl der real existierenden Hyperfictions um ein Vielfaches übersteigt.

Jürgen Daiber, 1999²

Diese beiden Aussagen liegen knapp 2 Jahre auseinander. Sie widersprechen einander. Sie haben aber auch etwas gemeinsam: Netzliteratur und Hypertext sind ihnen gleich. Das ist normal. Statt die allgemeine Begriffsverwirrung zu bedauern oder gar anzugehen, produziert die Literaturwissenschaft Sekundärtexte zur digitalen Literatur, für die Terminologie Nebensache ist. Die digitale Literatur selbst erscheint der zeitgenössischen Philologie als Marginalie – um nicht zu sagen als Quatsch. Da dürfen auch Analyse und Kritik ein wenig Dada spielen. Warum wird zu diesem Gegenstand überhaupt publiziert? Ist es das postmoderne Flair des Digitalen, der ohnehin herrschende Publikationsdruck?

Mir scheint ein anderer Grund ausschlaggebend: die Autoren sind schuld. Zum einen suchen sie die Auseinandersetzung gerade mit den Lite-

¹ Softmoderne 1997: <http://www.icf.de/softmoderne/1/Netzliteratur/index.html>

² Daiber 1999: <http://computerphilologie.uni-muenchen.de/jg99/daiber.html>